

Stephan Mösch: "Bayreuth als Theater: Auf dem Weg zu einer Festspielgeschichte"

Pilgerfahrt zum Grünen Hügel

Von Holger Noltze

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 24.07.2026

Ist zum Thema Wagner und Bayreuth nicht längst alles gesagt? Keineswegs – das zeigt Stephan Möschs monumentales Werk über 150 Jahre Festspielgeschichte: „Bayreuth als Theater“.

Hier galt's nie nur der Kunst. Bayreuth, die Festspiele, ein Grüner Hügel und darauf ein Festspielhaus, einzig den zehn kanonisierten Werken Richard Wagners vorbehalten, das war, von den allerersten und später ziemlich revidierten Plänen ihres Erfinders an, immer mehr als nur Theater. Wenn jetzt der Karlsruher Professor für Geschichte, Ästhetik und künstlerische Praxis des Musiktheaters, Stephan Mösch, seine Geschichte der Bayreuther Festspiele im 150. Jahr ihres Bestehens „Bayreuth als Theater“ nennt, dann ist damit nur sehr am Rande das Theater gemeint, das dieses Kunstinstitut notorisch um sich macht; auch nicht der alljährliche Medien-Hype.

Bayreuth, soviel wird schnell deutlich in diesem imposanten Werk, war von Anfang eben auch Politik: der kühne Versuch, Gesellschaft, ja „Welt“ durch Kunst aus den Angeln zu heben. Später wollte man dann, eine Nummer kleiner, zumindest noch ein Seismograph sein für gesellschaftliche Zustände. . Heute scheint das große Projekt in einer Gegenwart angekommen, in der ein Sommerstop in Bayreuth keine Pilgerfahrt mehr ist, nicht Offenbarung noch Belehrung, sondern vor allem Eventerlebnis.

Diskursmaschine Grüner Hügel

Immer aber war Bayreuth eine höchst produktive Diskursmaschine – was das Unternehmen einer „Geschichte“ von anderthalb Jahrhunderten Wagner-Festspielen waghalsig macht, schon der Überfülle des Materials und der Meinungen wegen. Und natürlich gibt es schon reichlich einschlägige Bücher, die ihre Konsistenz aber vor allem durchs Weglassen gewinnen. Hier ist Mösch erfrischend anders: Er behauptet nicht d i e Geschichte der Bayreuther Festspiele geschrieben zu haben, sondern sieht sich, so der Untertitel, „auf dem Weg“ dahin.

„Dieses Buch versucht zu zeigen, wie und warum sich die Sinnhorizonte bei den Bayreuther Festspielen verschoben haben. Es beschreibt, wie und warum sich der Umgang mit Wagner diesseits und jenseits der Bühne verändert hat – teils radikal, teils moderat und fast unmerklich.“

Stephan Mösch

Bayreuth als Theater: Auf dem Weg zu einer Festspielgeschichte

Bärenreiter Verlag, Kassel

669 Seiten

49,99 Euro

Das Buch verfolgt nicht den Anspruch einer vollständigen Chronik. Dennoch folgen die 25 Kapitel einer ungefähren Chronologie. Sie beginnt in der Ära des quasisakralen Erbe-Managements noch zu Lebzeiten der Wagnerwitwe Cosima. Widmet sich den ästhetischen Erneuerungen der 1920er Jahre ebenso wie der späteren Engführung der Bayreuther mit der nationalen, bald nationalsozialistischen Sache. Zentral sind die Kapitel über den heiklen Neuanfang nach dem Krieg, unter dem wirksamen Schlagwort vom „Neubayreuth“. Prägend für dieses Projekt des Neuanfangs war das ungleiche Brüderpaar der Wagnerenkel Wieland und Wolfgang. Wo wenige Jahre zuvor noch Hitler aus dem Fenster gewunken hatte, fanden sie, als neue Festspielleiter, mit den gleichen Stücken und teilweise gleichen Künstlern, den Anschluss an die bundesrepublikanische Gegenwart. Es war ein kommunikativer Coup. Stephan Mösch beschreibt das so:

„Man muss zunächst einmal sehen, in welchem starken Maße dieses sogenannte neue Bayreuth auch ein Konstrukt seiner Macher ist. Sowohl Wieland wie Wolfgang Wagner haben damals Aufsätze publiziert und in Interviews immer wieder betont, dass sie an Dinge vor der NS-Zeit anknüpfen. Und wenn man dieses Selbstverständnis ernst nimmt, dann erscheint das Dritte Reich eigentlich wie ein Unfall. Also, es wird eine Geschichte beschworen, die irgendwann bei Richard Wagner begann und dann auch Höhepunkte fand und dann passiert etwas sozusagen von außen Kommendes.“

Mythen- und Minenfeld

„Neubayreuth“ als Vergessenstrank für Hitlers Bayreuth, es war auch ästhetisch nicht so neu wie behauptet. Ausführlich stellt Mösch dann die Kulturkämpfe der folgenden Jahre dar, die Proteste etwa gegen den „Jahrhundertring“ von 1976 oder Christoph Schlingensiefels radikale „Parsifal“-Vision 2004, er landet schließlich in unserer Gegenwart und ihren Sehnsüchten nach technikgestützter Immersion durch Augmented Reality im „Parsifal“ 2023. Eindrucksvoll ist dabei schon der Reichtum der Quellen, die hier zum Sprechen gebracht werden: Noten, Briefe, Regiebücher, Aufnahmen, nicht zuletzt die eigene Anschauung, denn Mösch ist nicht nur in Bayreuth geboren, sondern hat die Festspiele auch als Kritiker begleitet. Hier schreibt ein Historiker und Musikwissenschaftler mit stimmphysiologischer wie inszenierungsanalytischer Expertise und ein Zeitzeuge. Diese Kompetenz-Konstellation ist ein Glücksfall.

Mösch setzt methodisch auf Differenzierung und macht den Hang zur Legendenbildung selbst zum Thema. Bayreuth als Mythen- und Minenfeld. Dabei geht er, immer neu neugierig, auch gegen die allfälligen Wagner-Klischees vor. Statt steiler Thesen pflegt Mösch kluges, sorgfältiges Abwägen im Detail. Über Wieland heißt es:

„Er braucht weder einen Heiligenschein noch den braunen Daueranstrich. Er interessiert als Kippfigur.“

So holte Wieland einerseits den jungen Wilden Pierre Boulez nach Bayreuth, zugleich unterhält er eine „komplexe Komplizenschaft“ mit dem reaktionären dirigentischen Übervater Hans Knappertsbusch. Für den notorisch unterschätzten Wolfgang Wagner fällt eine Ehrenrettung ab, denn er schloss die Festspiele, gegen eindrucksvoll dokumentierte innere Widerstände, an die Moderne an.

Stephan Möschs „Bayreuth als Theater“ öffnet den Blick auf den letztlich unauflösbaren Widerspruch zwischen der Daseinsform einer Institution, die ihre Alleinstellung aus der Tradition ableitet, und dem Auftrag zur Innovation. Über die menschlichen Schwächen, ja Abgründe ihrer Akteure wird man sich nach der Lektüre reichlich perfider Briefstellen kaum Illusionen machen. Aber es geht ja, immer, auch: um Kunst.